Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung

Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe

Band: 28 (1934)

Heft: 22

Artikel: Zeiten der Not

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-927008

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zeiten der Rot.

Seit etwa vier Jahren leben wir in einer Zeit der Krise. Fast jeder spürt die schlechte Zeit am eigenen Leibe. Wo zwei zusammensstehen, klagen und jammern sie. Wir sind aber nicht die ersten Menschen, die eine solche Zeit durchmachen müssen. Wie bei der Wellensbewegung gibt es von Alters her Höhenpunkte und Tiesstände, gute Zeiten und schlechte Zeiten. Die guten Zeiten nehmen die Menschen ohne Dank als selbstwerständlich an; über die schlechten Zeiten wird gehörig geschimpst. Eine böse Zeit brach im Jahr 1770 über unser Land herein. Ulrich Brägger, "der arme Mann im Toggensburg", erzählt davon in seiner Lebensgeschichte:

"Nun brach der große Winter 1771 auf 1772 ein, der schauervollste, den ich erlebt habe. Ich hatte jest fünf Kinder und keinen Berdienst, ein bißchen Gespinnst ausgenommen. Bei meinem Händelchen büßte ich von Woche zu Woche immer mehr ein . . . Die Not stieg um diese Zeit so hoch, daß eigentlich blutarme Leute kaum den Frühling erwarten mochten, wo sie Wurzeln und Kräuter finden konnten. Auch ich kochte allerhand bergleichen und hätte meine Rinder noch immer lieber mit frischem Laub genährt, als es einem meiner erbarmungswürdigen Lands= männer nachgemacht, dem ich mit eigenen Augen zusah, wie er mit seinen Kindern von einem verreckten Pferd einen ganzen Sack voll Fleisch abgehackt, woran sich schon mehrere Tage Hunde und Vögel satt gefressen. Noch jett, wenn ich des Anblicks gedenke, durchfährt ein Schauer und Entsetzen alle meine Glieder . . . Im Herbstmonate, da die rote Ruhr allenthalben graffierte, kehrte sie auch bei mir ein und traf zuerst meinen lieben Erstgebornen. Noch war mein Söhnlein nicht begraben, so griff die Seuche mein ältestes Töchterchen, und zwar noch viel heftiger, an. Aller Sorgfalt der Aerzte un= geachtet, war es noch schneller hingerafft, in seinem achten, das Anäblein im neunten Jahr . . . Der Jammer, Hunger und Kummer war da= mals im Lande allgemein. Alle Tage trug man Leichen zu Grabe, oft drei, vier bis elf mit= einander."

Furchtbares Elend brachten auch die Hungerjahre 1816 und 1817. Das Wetter war kalt und naß. Einen Sommer lang bildeten der Neuenburger-, Murten- und Bielersee eine zusammenhängende Bassersläche. Das Getreide reifte nicht; die Feldfrüchte gerieten nicht. Der Breis des Brotes stieg auf das Achtsache. Der Verdienst ging zurück. Daran war Frankreich schuld. Es setze so hohe Zölle auf die Schweizer Waren, daß sie nicht in dieses Land eingeführt werden konnten. Andere Staaten errichteten ebenfalls Zollschranken. So wurde die Aussuhr unserer Waren absichtlich unterdrückt. Darum stockte der Handel; die Industrie erlitt großen Schaden. Die Arbeitslosigkeit war sehr groß.

Es war ganz ähnlich wie heute.

Warum setzte sich die Schweiz nicht zur Wehre? Warum erhob sie nicht auch Zölle an der Grenze? Warum sagte man den fremden Staaten nicht: Wenn ihr unsere Waren nicht kauset, so nehmen wir eure Waren auch nicht ab? Damals gab es eben keinen eidgenössischen Zoll. Feder Kanton erhob Zölle an seiner Grenze. In der Not wollten sich allerdings die Kantone zusammenschließen zu gemeinsamer Abwehr. Aber sie konnten sich nicht einigen. Der französsische Gesandte säte Samen der Zwietracht zwischen den Kantonen. So war man schwach und ohnmächtig gegenüber dem Ausland. Erst mit der Bundesversassung von 1848 wurde das Zollwesen eidgenössisch, und die kantonalen

Bölle wurden aufgehoben.

Etwas Gutes hatten die Hungerjahre 1816/17. In Italien und Aegypten konnte man Getreide zu billigem Preise kaufen. Aber der Transport in die Schweiz war sehr umständlich; es sehlte an guten Verkehrswegen. Ueber die Alpenpässe führten nur Saumpfade. Ein Säumer konnte mit den Pferden nur wenig Ware über die Berge bringen. Darum fingen die Kantone mit dem Bau von Alpenstraßen an. Graubünden und Tessin bauten 1818—1823 die Verbindung Chur-Bernhardin-Bellinzona, Graubünden und Italien die Straße über den Splügen. Ueber 20 Millionen Franken gab Graubunden aus für die Erstellung seines Straßennetzes. Es baute im letten Jahrhundert die Alpenstraßen Julier, Maloja, Bernina, Albula, Oberalp, Flüela, Ofenberg, Lukmanier, Straßen durchs Brättigau und Engadin und über die Lenzer= heide. Uri und Tessin bauten die Gotthard= straße, Basel und Solothurn machten den obern und untern Hauenstein besser fahrbar.

Völkerung der Oftschweiz. Dort waren Tausende mit Spinnen von Leinen und Baumwolle beschäftigt. Ueberall in den Häusern wurde gesponnen von Kindern und Erwachsenen. Es war ein guter und leichter Verdienst. Nun erfand ein Engländer die Spinnmaschine und führte sie auch in der Schweiz ein. Da hörte das

Handspinnen auf und machte der Fabrikarbeit Plat. Die ersten Maschinen wurden 1801 in St. Gallen, im aufgehobenen Kloster, eingerichtet. In Zürich wurde die Spinnerei Escher, Wyß & Cie. gegründet. Bald aber stellte sie selbst Spinnmaschinen her und entwickelte sich zu einer Maschinenfabrik mit Weltruf. Die Maschine arbeitete schneller und billiger als der Handspinner. Die Tuchfabrikanten kauften bald nur noch das billigere Maschinengarn. Tausende von Spinnern wurden arbeitslos und gerieten ins Clend. Viele Familien hatten nicht einmal Brot und Milch; schwarzer Kaffee und Kartoffeln bildeten ihre einzige Nahrung. Damals gab es noch keine Arbeitslosenunterstützung und der Staat konnte nicht helfen. (Schluß folgt.)

Zur Unterhaltung

Der Drüdeberger.

Während des Krieges. Bei dem Ersatbatail= lon eines hessischen Infanterie-Regiments waren neue Leute angekommen. Einer der Ange= kommenen, ein kräftig aussehender Bursche, gab bei der Namensverlesung keine Antwort, sondern bedeutete durch Zeichen, daß er taub sei. Der Feldwebel, dessen Kompagnie der angeblich Taube zugeteilt war, gab sich die größte Mühe, dem "Tauben" das Hören beizubringen. Man versuchte es erst mit der alten erprobten Methode, die in ähnlichen Fällen fast immer zum Erfolg geführt hat, der Taube kommt vor den Stabsarzt und wird untersucht. Nach Beendigung der Untersuchung stellt sich der Stabs= arzt neben ihn und flüstert ihm leise zu: "Untauglich! Machen Sie, daß sie wegkommen!" Aber hier versagt dieser alte Trick, der brave Musketier rührt sich nicht, weicht nicht von der Stelle. Ein anderes Mittel wird angewandt: des Nachts, wenn all die müden Krieger in füßer Ruhe schlummern, erscheint der Feldwebel mit dem Unteroffizier vom Dienst am Bett des Tauben, beugt sich zu ihm nieder und ruft ihm ein fräftiges "Aufstehn!" ins Dhr. Bahrend die Schläfer rechts und links sich schlaftrunken aufrichten in der Meinung, es sei Zeit zum Aufstehen, schläft und schnarcht der Taube ruhig weiter, sein Gesicht zeigt den tiefen Frieden eines unschuldigen Gewissens. Feldwebel und Unteroffizier ziehen enttäuscht ab. Zum Dienst ist der Taube nicht zu gebrauchen, er wird in

die Rüche gesteckt, schält Kartoffeln und pubt Gemüse, hilft dem Roch bei seinen Arbeiten. Er hat einen beneidenswerten Appetit, sein Körperumfang wächst, kaum daß der Bauch noch in die Uniform hineinpaßt, das Gesicht wird allmählich zu einem Vollmond. Wenn die Rompagnie mittags zum Essenholen angetreten ift, mude und hungrig vom Dienst auf dem Ererzierfeld, steht unser Freund an einem der riesigen Rochbottiche mit einem schweren Holzlöffel bewaffnet und rührt das Effen umein= ander. Die kleinen Schweinsäuglein schauen ins Weite, er steht da, völlig interesselos, die Um= gebung ist für ihn einfach Luft. Hauptmann und Feldwebel haben eingehend den Fall be= sprochen; nachdem alle militärischen Entlarvung&= künste versagt haben, ist man sich darüber einig geworden, den unnüten Fresser so bald wie möglich in die Heimat abzuschieben. Der Kom= pagnieschreiber bekommt Anweisung, die Papiere fertig zu machen, es ist an einem Samstag, des Montags früh sollte der Taubstumme ent= lassen werden.

Am Sonntag Nachmittag haben alle Stadturlaub, nur der Taube nicht; er würde ja sowieso am Montag entlassen, hatte der Feld= webel ihm auf einen Zettel geschrieben. Alle Mannschaftsstuben sind leer, die langen Gänge mit den Gewehrständern an der Seite liegen im Halbdunkel. Rein Getrampel von genagelten Kommikstiefeln schallt heute auf dem harten Steinboden, es herrscht feierliche, sonntägliche Nachmittagsruhe. Der Feldwebel hat soeben sein Mittagsschläschen beendet. Während er sich zum Ausgang mit Frau und Kind zurecht macht, weilen seine Gedanken schon beim Dienst des andern Tages. Es fällt ihm der zur Entlassung kommende Musketier ein; das Gefühl, es musse sich hier um einen ganz gewitigten Simulanten handeln, läßt ihn einfach nicht los. Plöglich hat er einen neuen Plan, den er sofort in die Wirklichkeit umsett. Aus seinem Geld= beutel nimmt er alles Metallgeld, nimmt eben= falls noch das Wirtschaftsgeld seiner Chehälfte hinzu und steckt alles lose in eine Seitentasche des Uniformrockes. Auf Hausschuhen schleicht er dann hinüber zu den Mannschaftsräumen. Im Halbdunkel der Treppe, die zum Gang hinaufführt, hält er an und wartet. Gerade gegenüber liegt die Stube, in welcher der Taube untergebracht ist. Nach einer Weile öffnet sich die Tür und der Taube tritt heraus, er geht den Gang hinunter, als wollte er zur Kantine. Den Feldwebel hat er nicht gesehen. Dieser